

Der giftige Eisenhut : ein historischer Versuch mit Gift und Gegengift

Autor(en): **Klier, Karl M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik**

Band (Jahr): **5 (1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-653576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER GIFTIGE EISENHUT

Ein historischer Versuch mit Gift und Gegengift

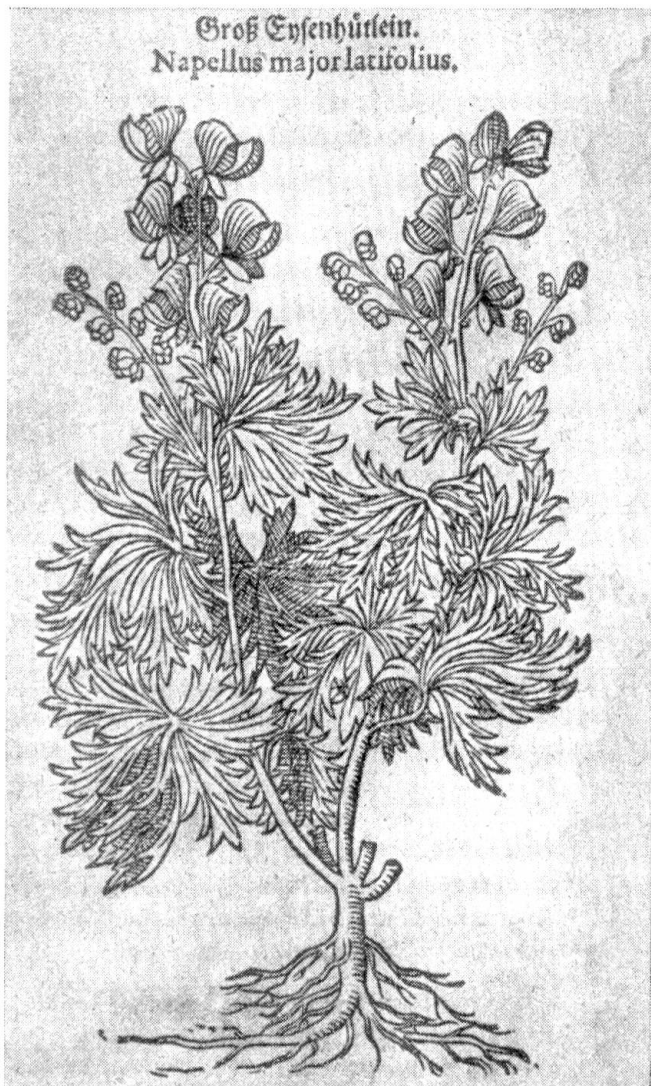
Von Karl M. Klier

Der barocke Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek auf dem Josefsplatz in Wien ist wahrscheinlich der schönste Bibliotheksraum der Welt. Seine Wände sind von herrlich gebundenen Bücherreihen bedeckt, die zum Teil aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen stammen, zum Teil aus dem Besitz verschiedener Habsburger hiehergelangten. Zu dieser zweiten Gruppe gehört ein mächtiger Foliant, in Pergament gebunden und reich mit Blindpressungen verziert. Die Rückseite des Einbandes zeigt das Portrait von Rudolf II., dem Melancholiker und Alchimisten auf dem Kaiserthron, aus dessen Besitz das vorzüglich erhaltene Werk offenbar

stammt. Es ist ein Kräuterbuch von der Art, die im 16. Jahrhundert so beliebt und verbreitet war. Der Verfasser war der „hochgelehrte, weitberühmte Herr Peter Andreas Matthioli, weiland Römischer Kaiserlicher Majestät Rat und desselben wie auch Erzherzog Ferdinands Leibdokter“; das Buch wurde erstmals 1586 zu Frankfurt am Main gedruckt und erlebte mehrere Auflagen. Die Pflanzen sind in Holzschnitt abgebildet, im Text beschrieben und ihre Anwendung erläutert. Mitunter wird die Wirksamkeit eines Trankes oder einer Wurzel durch eine kurze Schilderung erklärt, manchmal nach antiken Schriftstellern, öfter aber auch nach eigenen Erfahrungen des Buchverfassers. Das bemerkenswerteste Beispiel von dieser Art betrifft die Erprobung eines Wundermittels, das gegen alle vorhandenen Gifte wirksam sein sollte und dem Erzherzog Ferdinand um teures Geld verkauft worden war. Die Mächtigen von damals lebten oft in der Angst vor dem Vergiftetwerden und waren gern bereit, für ein angepriesenes Allheilmittel jeden Preis zu bezahlen. Allerdings konnte nur eine sehr hochgestellte Persönlichkeit daran denken, die Wirksamkeit an Menschen praktisch zu erproben — denn so weit war man damals offenbar schon, daß man wußte, ein Tierversuch sei nicht verläßlich genug, das Tier vielleicht gegen eine bestimmte Droge „giftfest“, der Mensch jedoch nicht.

Dr. Matthioli berichtet also: „Will allhie eine Historie erzählen, die ich selbst zu Prag gesehen hab im 1561sten Jahr, allein aus der Ursachen, so etwa jemanden das Kraut fürkeme, er sich wissete davor zu hüten. Fürstliche Durchlaucht Erzherzog Ferdinand, mein gnädigster Herr, hatt ein berühmt Pulver wider allerley Gift, ist an vielen Personen bewährt worden, und insonderheit an einem Übeltäter, der zum Tod verurteilt ward. Dem gab man erstlich Arsenicum (ist ein giftig Ding in Leib zu nehmen), da zittert er wunderbarlich, geschwallt unter dem Angesicht und tät gleich, als druckte ihn die hinfällende Sucht (Epilepsie). Da gab man ihm obgemeldt Pulver, da würget er das Gift von sich, ward also bey seinem Leben erhalten und von der verdienten Leibsstraf gefreyet.

Da nun Kayserliche Majestät (d. i. Ferdinand I.) im obgedachten Jahr zu Prag Hof hielte, wollte man gemeldt Pulver auch wider



Der „Große Eisenhut“, wie ihn J. Th. Tabernae-Montani in seinem „New und vollkommen Krauter-Buch“ (1664) abbildete

Napellum (d. i. Eisenhut) versuchen, dieweil das Kraut vor allen Gewächsen das ärgste Gift ist. Also holet man Napellum auf dem böhmischen Gebirge, welches die Böhmen Krkonos nennen, da die Elbe ihren Ursprung nimmt, liegt an der Grenze zwischen Böhmen und Schlesien, zwo Meilen Weges von dem Städtle Hoheneib genant. Daselbst wächst dies erzgiftige Kraut in großer Menge. Von der Wurzel nahm man ein Quentle schwer, zu Pulver gestoßen und mit Rosenzucker vermischet. Solches gab der Scherge in Beywesen Kayserlicher Majestät und Fürstlicher Durchläuchtigkeit, Doktorn und anderer namhafter Leute einem starken jungen Mann, der sein Leben mit Diebstahl verwirket hätt, und sollte als Morgen an Galgen gehenkt werden. Man gabs ihm in der Meynung, so er das Gift durch obgenant Pulver überstehen würde, hätte man ihn losgelassen.

Der arme Mensch nahm das Gift willig und gerne, denn er wollte lieber sterben — so es dahin geraten würde — an einem stillen Ort, unter ehrlichen und wenig Leuten, dann daß er soll öffentlich vor allem Volk erhenkt werden. Darzu, so hoffet er, es würde ihm gelingen, wie dem ersten, der das Arsenicum eingenommen hätt. Da er nun das Gift gegessen hätt, saß er bey anderthalb Stunden in der warmen Stuben und fühlet nichts merkliches von dem Gift. Da meynten die Doktores, es würde der böhmische Napellus nicht so heftig oder kräftig seyn, wie die alten Lehrer von den ihren schreiben, dieweil das Böhmerland nicht so warm gelegen ist, als die fremden Länder. Darzu achteten sie, dieweil das Kraut vorlängst in Stengel getreten wäre, Blätter, Blumen und Samen getragen hätte, der Wurzel wäre der Saft oder die Kraft nicht wenig entgangen. Derhalben sahen sie für gut an, man sollte der Blumen und Blätter beydes zusammen ein halb Quentle stoßen und dem armen Sünder über das vorig mit Rosenzucker zusammen zu nehmen darreichen. Da solches geschehen, da fühlet er noch in zweyen Stunden keine Beschwerus der Schäden. Nach gemeldten zweyen Stunden klagt er, der ganze Leib wär ihm müde, darzu das Herz schwer und matt; doch redet er mit guter Bescheidenheit und stark, sahe sich frisch umb. Man griff ihm an die Stirn und Pulsadern, an der Stirn empfand man einen kühlen Schweiß und der Puls fing an zu schwinden. Da sich nun das Gift dieser Gestalt gnugsam beweiste, gab man alsbald das Pulver wider das Gift in Wein zu trinken. Da ers getrunken hatt, verwandt er die Augen scheußlich, sperrte und zerrte das Maul, krümmet den Hals (welches ohne Zweifel

darumb geschehen, daß sich das Gift mit den Arzneien, gleich als wann sich ihrer zween mit einander balgen, übertreffen tät), saß auf einem Stock und wäre diesmal überrück auf die Erden gefallen, wo ihn der Scherge nicht gehalten hätte. Dieweil besprengt man ihm das Antlitz mit Weinessig und rupfte ihn bey den Haaren; da kam er alsbald wiederumb zu sich selbst und machte sich unrein. Darnach legt man ihn auf Stroh; da klagt er, wie ihn Schauder oder Kälte anstieße. Nachdem brach er sich und speyete viel stinkenden Wust und Gewässer aus von Farben gelb und bleich schwarz; darauf sagt er, er spürete Besserung. Aber nit lang darnach wendet er sich auf die ander Seyten, als wollt er schlafen; so man ihm doch den Schlaf verbote. Starb also sanft ohn alle andere Zufälle und Bewegnus, gleicherweise, als entschlief er. Das Antlitz wurde ihm bleichschwarz.”

An diese Schilderung anschließend warnt Matthioli noch einmal vor dem Gift des Eisenhutes und gibt das nach seiner Meinung wirksamste Gegengift an: eine Feldmaus, die den Eisenhut abnaget; es sei aber sehr schwer, ein solches Tier zu fangen. Er selbst habe eine derartige Maus in der Gegend von Trient gesehen und sei ihrer habhaft geworden. — Ob er aber dieses Mittel jemals angewendet hat, verschweigt Matthioli wohlweislich.

K U R Z B E R I C H T

Optische Linsen aus Kunststoff

Vor kurzem ist es einer amerikanischen Firma zum erstenmal gelungen, optische Kunststofflinsen herzustellen. Obwohl sie hinsichtlich ihrer optischen Eigenschaften im allgemeinen Glaslinsen durchschnittlicher Qualität durchaus vergleichbar sind, kommt ihre Erzeugung beträchtlich billiger.

Die Linsen sind so gegossen, daß in der Oberfläche eine Reihe konzentrischer Rillen mit engstem Abstand entsteht, die das Licht in derselben Weise brechen wie die stetig gekrümmte Fläche einer Glaslinse: So kommt eine vergrößemde Wirkung zustande.

Die außergewöhnliche Leichtigkeit des Materials (zehnmal leichter als Glas) und die geringe Dicke der Linsen schließt Fehler durch sphärische Aberration — zu der es kommt, wenn sich nicht alle Strahlen in einem Punkt treffen — nahezu völlig aus.

Allerdings lassen sich Kunststofflinsen nicht mit derselben Genauigkeit herstellen wie Glaslinsen; sie eignen sich daher nach Angaben der Erzeuger zwar sehr gut als Vergrößeringlinsen in Fernsehgeräten oder Projektionsapparaten aller Art, werden aber für die Verwendung in den Präzisionsobjektiven der Photoapparate nicht in Betracht gezogen.